

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

217 (19.9.1931) Die Mußestunde

Bissen — Sie erscheinen gedrückt und werden Lauge vorher verascht — für welche Nummern sie Interesse haben. Und hier geht dann an der Börse das wilde Spiel ein: gewisse Lote sind begehrt, um den Preis festsetzen die Nationen, die einträchtig brüllend hier beisammen sind . . . Andere Lote bleiben unverkauft und erscheinen idler wieder. Die Nachfrage ist nicht mehr so groß wie die Jahre vorher, als die Nachkriegswelt ausgehungert war nach Stoffen. Damals war jede Wollsorte recht und war sie noch so dürr, und auch mit den Preisen war man nicht kleinlich: es gab nur Nachfrage, aber kein Ueberangebot. Es war eine „arobe“ Zeit, eine herrliche Prosperität, und sie hatte nur den einen Fehler, — daß sie plötzlich aufhörte.

Aber trotz der Wirtschaftskrise werden täglich an der Wollbörse zu Sydney etwa einhundert Millionen umgeleitet, bei einem Durchschnittswert von rund zwei Millionen Mark. Oder im Jahr, die Börsenwoche von Montag bis Donnerstag gerechnet, über einundsiebzig Millionen Ballen! Sydney ist nur eine, aber die größte Wollbörse: nicht nur Australiens, sondern der Welt. In einem weiten Abstand erst kommt Brisbane, das etwa eine halbe Million Ballen an die Börse bringt, es folgen Melbourne, Perth, Adelaide, Guelong und Albury.

Von allen Ländern der Welt sind die Käufer verammelt, sitzen in den halbkreisförmig angeordneten Bänken, die Listen vor sich, fuchelnd, brüllend, bellend, eine Masse mit nur einem Gedanken: billig kaufen! Sie alle hoffen zu gewinnen, keiner will verlieren; und jeder von ihnen weiß: das Wollgeschäft ist ein Würfelspiel, ein Spekulieren bei dem an einem Tag Hunderttausende gewonnen oder verloren werden können. Sie alle wissen es, die hier sitzen und auf eigene Rechnung kaufen: die Männer aus England, Deutschland, Japan, Rußland, U.S.A., Italien, Frankreich, Belgien, Schweiz und Anstalten. Aber auch die anderen, die im Auftrag einer Firma handeln, die für die kleineren Märkte kaufen wie Mexiko, Kanada, Skandinavien, Desterreich, Spanien, Polen: auch sie sind einbezogen in die große Lotterie.

... und ein kleiner Nachsatz

Manchmal, so behaupten die Farmer, soll es vorkommen, daß die Käufer einen Ring bilden, um die Preise künstlich tief zu halten. Es ging ein Rumor, daß die Behauptung nicht falsch sei.

Wir wissen nur dies: 140 Käufer stehen zwölf Verkaufsfirmen gegenüber, darunter auch eine eigene Verkaufsorganisation der Farmer. Die Frage ist stets: wer von beiden hat den lächerlichen Nenn?

Welt und Wissen

Eine Stadt, in der die Sonne zweimal untergeht. Die Bewohner des kleinen englischen Städtchens Keel können jeden Tag die Sonne zweimal untergehen sehen. Im Westen der Stadt erheben sich riesenhafte Berggipfel, die oberhalb der Basis zu einem großen Loch durchbrochen sind. Zur Zeit des Unterganges verfinstert nun die Sonne hinter den Berggipfeln. Es wird sofort dunkel in der Stadt. Die Sonne sinkt tiefer und kommt plötzlich durch das große Bergloch noch einmal einen Augenblick zum Vorschein.

Literatur

Alle an dieser Stelle besprochenen und angeforderten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlags-Buchhandlung bezogen werden.

Le Traducteur, französisch-deutsches Sprachlehr- und Unterhaltungsblatt. Das in der Schule gelernter Französisch lebendig zu machen und das Lesen und Sprechen geläufig werden zu lassen, als ob man da bräuen geht und studiert hätte, erreicht man, wenn man den Traducteur sich hält. Probeheft kostenlos durch den Verlag des Traducteur in La Courbe-Fontaine (Schweiz).

Was jeder vom Arbeitsrecht wissen muß. Von Dr. L. Szalat. Verlag W. B. Stollfuß, Bonn W.-Str. 76/83 Köln. Preis Mark 1,25. Mehr denn je werden Arbeitgeber, Arbeitnehmer und Arbeitslose sich mit den Rechten und Pflichten des Arbeitsrechts vertraut machen müssen. Um die in meinen Kreisen nur wenig bekannten Grundbitten dieses so wichtigen Rechts- und Wirtschaftsgebietes allen Interessierten leicht zugänglich zu machen, hat der Verlag diese jedem zu empfehlende Schrift in seine bekannte Schriftenreihe „Hilf dir selbst“ aufgenommen. Auf eine streng juristische Sprache sowie auf Wiederholung der Paragraphen ist verzichtet worden, aber gerade dadurch gewinnt die Schrift an Klarheit und ist leicht verständlich für jedermann.

Mura, Die Liebesspiele. Profiziert 2.-M. in Ganzleinen 3.50 M. Eberhard-Verlag G.m.b.H., Berlin W. 62. — Die Geschichte einer Liebe — oder eigentlich zweier Lieben! Der Held der Geschichte befindet sich in einem Kurort, wo er den heimlichen Besuch seiner Geliebten erwartet. In der Zwischenzeit verliebt er sich in eine zweite Frau, die seiner Eigenart noch weit mehr entspricht als die erste Geliebte. Als diese endlich eintrifft, wird die neue Fremdbin zurücktreten und ihn frei geben; aber selbst dieser Großmut kann die herbende Flamme seiner ersten Liebe nicht mehr zu neuem Feuer entfachen; und als die Geliebte nach wenigen Tagen wieder abreiten muß, um nicht den Argwohn ihres Gatten zu erregen, hat sie ihn für immer verloren. — Die „Liebesspiele“ ist ihrerseits ihr Verhältnis zu einem Freunde in der Hauptstadt und schließt mit ihm einen neuen Bund schöner Liebe. Auch in diesem Bunde mischert Mura mit echt italienischer Grandezza die Zügelung ihres Geldes und seiner Freundschaft. Die durchdracht und mitempfunden sind die Unterhaltungen der Geliebten, ihr Sehnen und Verlangen, ihr Verlangen und Gewöhnlich. Nicht umsonst wird Mura die gestrichelte und harmonische unter den heutigen italienischen Schriftstellerinnen genannt. Auch diesem Roman aus ihrer Feder, der wie alle ihre Werke wieder im Eberhard-Verlag Berlin erscheint, wird sicherlich ein ebenso großer Erfolg beschieden sein wie ihren übrigen Büchern.

Käselecke

Silben-Rästel

an — bag — be — böd — bora — bi — dab — e — el — eu — er — ge — gel — be — in — in — lo — la — len — lenz — li — li — lin — mi — na — na — ne — nies — sa — sche — sett — wie — stan — ti — tri — tri — vo — zel.

Aus vorstehenden 30 Silben sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen, einen guten Rat für unsere Leser ergeben. Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Hauptstadt Straß, 2. Gemeinschaft, 3. Zabrücker, 4. östlicher Freistaat, 5. mittelalterlicher Sagenheld, 6. Anrede, 7. deutscher Denker, 8. Burstort, 9. weißlicher Vornahme, 10. deutscher Strom, 11. deutsch-schweizerischer Maler, 12. Tier, 13. Gewerbe, 14. Stadt unweit Roms, 15. Schalksnarr. (H = ein Buchstabe.)

Trennungs-Rästel

Bist du ein Tor, so schleudert du Getrennt voll Korn den Klugen zu. Was du vereint beargüßest wirdst Mit Freuden, wenn du dich verirrst.

Käseleauflösungen

Wer errät es? Kaffee Berlin.

Umwandlungs-Aufgabe: Gerne, Uhren, Tafel, Etron, Mettis, Hebe, Atlas, Tenne, Dhol, Senfe, Lorte, Türe, Eisen, Urban, Erde, Hebe = Guter Rat ist teuer.

Richtige Lösungen sandten ein: Karl Bernhardt, Julius Grimmer, Karlsruhe; Lorenz Roth, Karlsruhe-Bulach; Karl Angerer, Otto Dillmann, Sichelberg.

Witz und Humor

Reinlicher Rat. Der französische Lustspielautor Louis Verneuil wohnte einmal einer Aufführung eines Stückes von einem jungen Dramatiker bei. Nach der Aufführung fragte der junge Autor den Lustspielautor:

„Wie gefällt Ihnen mein Drama, Meister Verneuil?“ „Sie lassen den Helden in Ihrem Stück Gift nehmen“, sagte Verneuil. „Wenn ich Ihnen raten darf, lassen Sie lieber ihn sich erschießen.“

„Aber warum denn das?“ fragte der Autor erstaunt. „Damit das Publikum aufwacht“, laut Verneuil. (Aus der Nr. 37 der Lustigen Wälder (Verlag Dr. Sells-Eosler U.-G., Berlin SW. 68), die zum Preise von 50 Pfennig überall zu haben ist.)

In der Straßenbahn. Mägere Dame, zwischen zwei Dicken eingeklemmt: „Die Straßenbahn müßte den Fahrpreis nach dem Gewicht berechnen!“

Eine von den beiden Dicken: „Dann würden Sie gar nicht mitgenommen, weil die Straßenbahn an Ihnen nichts verdient.“

Briefkasten-Anfrage. „Vieles Briefkasten-Onkel! Gib mir einen guten Rat. Ich bin seit zwei Monaten verlobt und wir wollen demnächst heiraten. Nun habe ich falsche Zähne. Soll ich es ihm vor der Hochzeit erzählen, auf die Gefahr hin, daß die Verlobung zurückgeht, oder nach der Hochzeit, auf die Gefahr hin, meine Liebe und Achtung für immer zu verlieren?“

Antwort: „Heirate und halbe den Mund —, dann werdet ihr glücklich.“

Großstadt-Problem: Auto parken. „Soll ich Sie in meinem Wagen nach Hause fahren? Wo wohnen Sie?“

„Ich, gleich die vierte Ecke von hier.“

„Schade, mein Wagen steht erst in der fünften Querstraße.“

Ein väterlicher Rat. Mein lieber Junge! Du willst also heiraten. Wenn Du das richtige Mädchen gefunden hast, kann ich Dir nur gratulieren. Der beste Rat, den ich Dir geben kann, ist der: Verleihe sie in Gedanken mit Deiner lieben Mutter, mit der ich nun schon seit dreißig Jahren in Glück und Eintracht zusammenlebe. Und wenn sie diesen Veraleich aushalten kann, dann ist es die richtige Frau, mit der ein Mann glücklich werden kann.

Dein Dich liebender Vater. PS. Gott sei Dank, eben ist Mutter hinausgegangen. Sei kein Dummkopf, mein Junge, bleib Junggeselle! Ich rate Dir aut.

Mißverständnis. Alte Dame in der Drogerie: „Saben Sie etwas gegen graue Haare?“

Lehrling: „Am Gegenteil, anädige Frau, ich mag graues Haar sehr gerne.“

Examenfrage. Professor: „Welchem Umstand, Herr Kandidat, ist wohl das seit einiger Zeit zu beobachtende Wiederansteigen der Eheschließungsziffern zuzuschreiben?“

Kandidat: „Wenn ich ehrlich sein soll, Herr Professor, wahrscheinlich der Erfindung des Autos und des Soziasattels beim Motorrad.“

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur S. Winter, Karlsruhe.

Die Wußbestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

38. Woche 51. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 19. September 1931

Gelöbnis

Wir wollen rund um des Erdballs Mauern Den großen Ring werfen, der alle verschweigt, Den Ring, der die Arbeit heißt!

Wir wollen die Erde in unsern Fäusten haben Und in das Antlitz der Zeit Das Brandmal unseres Willens graben: Arbeit!

Und mit Glutwellen erweichend anseuern Die Kraft, die in allen Blutbahnen kreist, Die Kraft, die die Arbeit heißt.

Wir dürfen nicht beben, wir dürfen nicht jammern! Wir wollen wie Flammen rot auflodern aus hellen Lichtkammern

Und den Brand schüren, der neue Wege weist, Den Brand, der Sozialismus heißt! Seins von der Ruhr.

Herbst

Von Franz Carl Endres

Er war spät erst dazu gekommen, seinen innerlichen Beruf auszuüben. Als seine erste Novelle erschien, war Rainer Ruf vierzig Jahre alt und hatte den launmännlichen Teil seines Lebens abgeschlossen. Aber die Einigkeit, in die er seit seiner Jugend sich hineingelegt hatte, die blieb und blieb auch, als er mit fünfzig Jahren ein bekannter Name war.

Die einzige böse Erfahrung mit Agathe hatte genügt, ihn einsam zu machen. Er konnte es nicht überwinden, daß Agathe kurz vor der Hochzeit, mit einem Kinde von ihm unterm Herzen einen andern geheiratet hatte. Er kannte diesen anderen gar nicht, und erfuhr es nie, wozu Agathe und der Fremde gezogen waren.

Fünfundzwanzig Jahre waren seitdem vergangen. In seinem fünfzigsten Geburtstag küßten die Vereine seiner Vaterstadt zu feierlichen Anordnungen und Ansprachen. Das genügte für Rainer Ruf, und fluchtartig in die bayerischen Berge zu eilen.

Am Abend des Tages, an dem sie ihn zu Hause vergeblich suchten, schritt er in tiefen Gedanken durch ein liebliches Wiesental an einem plätschernden Bach entlang. Es war Ende September und gelbe Birken und rote Buchen ließen im Abendwinde ihre Blätter zu Boden fallen. Eine Schlüsselblume, ein Spätling, die ganz allein zwischen Herbstseidelosen auf der Wiege blühte, fesselte die Aufmerksamkeit Rainers.

„So spät?“ sagte er zu der Blume. „Wiel so spät für dich. Deine Geschwister haben im Lens geblüht. Nun bist du allein . . .“ Rainer sprach nicht mehr zu der Blume, er sprach mit sich selbst. . . „Nun bist du allein! Kannst weder Frucht empfangen, noch Frucht geben.“

In seinem Herzen stieg ein Mitleid mit der Blume auf. Ein junges Mädchen kam des Weges. Kastanienbraun leuchtete ihr Haar. In reizender Linie hob sich ein fein geschnittenes Köpfchen aus dem Ausschnitt der weißen Bluse. Das schöne Mädchen fragte Rainer nach einer Ortschaft in der Nähe.

„Ich will Sie führen“, antwortete er und konnte seine Blide nicht von den großen tiefblauen Augen des Mädchens wenden. Sie gingen nebeneinander durch das Wiesental in einem wunderbaren Frieden und Rainer plauderte und lachte, als wäre er nicht 25 Jahre lang ein Einsamer gewesen. Er fragte das junge Mädchen und erfuhr aus ihren Worten eine alltägliche Geschichte. Der Vater, nach dem Zusammenbruch aller geschäftlichen Pläne gestorben, die Mutter arbeitete zu Hause für eine jüngere kränkliche Schwester. Liefelotte selbst aber in einem Kontor, das längliche Schwester mit der Mutter teilend. Und heute ist der letzte von acht Urlaubstagen. Rainer lauschte, als offenbaren sich Götter aus den Worten des Mädchens. „Wie wunderschön Sie sind“, laut er ganz leise vor sich hin.

Liefelotte lächelt. „Ich bin 25 Jahre alt und schon verlobt.“ Rainer widerspricht lebhaft und verliebt sich immer mehr in seine schöne Begleiterin. Sie setzen sich auf eine Bank und schauen in die rot untergehende Sonne.

„Warum heiraten Sie nicht?“ fragte Rainer ganz unvermittelt. Wieder lächelt Liefelotte. „Wer sollte denn so ein armes Mädchen heiraten. Ich komme ja auch nirgends hin. Früh morgens ins Kontor, abends nach Hause und dann der Mutter helfen. Raum, daß ich meinen Lieblingsdichter lesen kann.“

„Wer denn das sei, fragt Rainer mit Interesse, und er hört seinen eigenen Namen. Er wird rot wie ein erpopter Schulbub und kann nicht sprechen. Ein Glücksgefühl steigt ihm vom Herzen auf. Endlich beginnt er: „Würden Sie diesen Dichter heiraten können?“

„Da trifft ihn ein langer Blick aus märchenhaften Augen. „Rainer Ruf? Er war die erste Liebe meiner Mutter! Er war . . . er ist . . . nein, das kann Sie ja nicht interessieren . . .“

Liefelotte sieht mit Tränen in die Ferne. Rainer sinkt zusammen. Liefelotte sein Kind?! Und er liebt sie . . . nach vor einer Minute träumte er ein Glück mit ihr als Weib, wollte er um sie werden. Es tobt in seinem Kopfe. Seine Hände zittern.

„Es ist ein alter Mann, Ihr Lieblingsdichter“, sagte er leise. „er könnte Ihr Vater sein.“

Liefelotte nickt. „Geben Sie jetzt mein Kind“, sagt Rainer. „Da vorne ist der Ort, nach dem Sie fragten. Ich kann nicht mehr . . . es ergreift mich etwas . . . bitte geben Sie.“

Er sieht, wie ihr weißes Kleid im Dunkel des Waldes verschwimmt. Dann erhebt er sich müde, trostlos, alt und wendet sich in die entgegengesetzte Richtung. Herbstliches Laub raschelt vor ihm. Vom leisen Winde getragen, schwebt ein müdes Blatt und lenkt sich langsam auf den Weg, der in tiefe Schatten führt.

Die Mechanik der Seele

Ist der Begriff „Seelenmechanik“ nicht ein Widerspruch in sich selbst? Gibt es etwas, das unmechanischer, unmaterieller ist als die Seele? Da man von ihrer Leichtbeschwindigkeit, ihrer Unbeschränktheit in Raum und Zeit spricht, sollte man annehmen, der tiefere Sinn sei der, daß die Seele durch keinerlei Gesebe von Kraft und Stoff gebunden sei.

In der Tat blieb das Wesen der Seelenkräfte unbekannt. Im eigenen Ich erschließen wir sie aus unseren Empfindungen; bei unseren Mitmenschen erschließen wir auf ähnliche Empfindungen aus Antworten, die sie uns geben, sei es in Worten oder in Bewegungen. In Lautäußerungen, Bewegungen, Wachstumsvorgängen und Stoffwechselreaktionen verfolgen wir den Ablauf von Erregungen und Empfindungen bis tief in die untermenschenliche Lebenswelt hinab, ins Tier- und Pflanzenreich hinein. Die erregbare Substanz — das Nervengewebe — verrät uns objektiv den Erregungsablauf durch Schwankungen ihres elektromotorischen Verhaltens. Daß wir sie nicht im Wesen, sondern nur in ihren Wirkungen erkennen, ist freilich allen Kräften gemeinsam, auch bei jenen, die im unbelebten Raum wirken. Ursprung, Richtung und Stärke vermögen wir zu bestimmen: den elektrischen Strom, die Dampfkraft können wir messen, ihre Leistungen im voraus berechnen und lenken.

Bei den seelischen Energien blieb uns das lange verlost. Sie sind es, die dem Leben und Bewesen ihre Unberechenbarkeit verleihen. Sie verhindern zunächst die Behandlung des Organismus als Mechanismus und rechtfertigen scheinbar jene Lehmeinung, die Leib und Seele als grundverschiedene, unvereinbare Dinge ansieht, der Seele die Fähigkeit zu einem selbständigen Dasein zuschreibt, unabhängig von allem Körperlichen. Andererseits zeigt ständige Erfahrung eine Fülle von Abhängigkeiten zwischen Körper und Seele: Zwar gilt das Gesetz von Weber und Fehner, die es unternehmen, jene Wechselbeziehungen durch eine Formel auszudrücken, nur im weitesten Sinne. Von einer mathematischen Exaktbeit kann schon gar keine Rede sein, da die eine Größe — die seelische Komponente — völlig unbekannt ist.

Gleichwohl geborchen die seelischen Erscheinungen einer Reihe von Regeln, die genau ebenso von den körperlichen Eigenschaften besetzt werden. Gleich diesen sind sie als Gewohnheiten erwerbbar und als Instinkte vererbbar. Sie sind teilbar und lassen sich verschmelzen: die Seelen der Eltern vereinigen sich im Kinde gleich den Zeugungsstoffen. Jeder Nachkomme ist ein überaus feines Molai aus den Eigenschaften seiner sämtlichen Vorfahren, sowohl der Seele als auch dem Körper nach. Wenn der Keimstoff auf früher Stufe zerbröckelt wird und somit zwei Kinder aus einem Ei entstehen, so erkränkt jede Keimbälfte das ihr Befehlende auch in seelischer Beziehung. Jeder Zwillings erbält also eine ganze, nicht etwa bloß eine halbe Seele.

Gleich dem Ebenmaß der Glieder hängt auch die Harmonie der Seele von der Säftemischung ab. Beinahe buchstäblich ist Ludwig Büchners, des großen Materialisten Wort: „Der Mensch ist, was er isst.“ Denn soweit die Nahrungsaufnahme — auch der Ernährung — zugänglich sind, geben jene diese im Wege des Kreislaufes an das Gehirn weiter. Was dessen die herrlichsten Geistesanlagen, wenn eine unterentwickelte oder erkrankte Schilddrüse dem Blute und dadurch dem Gehirn nicht die nötigen oder die richtigen Säfte mitteilt, oder wenn die Leberentwicklung einer anderen Drüse den Menschen zum Verbrecher prädestiniert, der sonst ein Genie geworden wäre? Daber betrachtet die moderne Rechtslehre das gemeine Individuum immer weniger als Schulbigen, der zu bestrafen, denn als Kranke, der zu heilen ist. Damit handelt sie ja auch mehr im Sinne der natürlichen Moral als eine veraltete Justiz, die einen ungebundenen, freien Willen, eine von allen Erdensorgen befreite und unbeschränkt verantwortliche Seele voraussetzt.

Das Gehirn selbst ist eine Stätte stofflicher Gebundenheit der Seelenregungen. Obgleich längst nicht so drückend begrenzt wie man glaubte, lassen lokalisierte Erkrankungen und Einwirkungen durch Ausbleiben und Ausfallen bestimmter seelischer Fähigkeiten erkennen, wo sie ihren Sitz hatten. Als Fall der Pariser Akademie der Wissenschaften seine Abhandlung über die Physiologie des Gehirns einreichte, entschied die zu ihrer Prüfung ernannte Kommission, daß die graue Hirnrinde keineswegs das Werkzeug des Denkens, sondern ein drüsiges Organ sei. Mit diesem Urteil sollte die Kommission zwar zunächst nur für sich selbst Recht behalten. In einem gewissen Sinne sündigt es dennoch wie eine Vorahnung heutiger Erkenntnis, wonach die Reizstoffe entlegener Blutdrüsen für den Denkprozeß und die Seelenaktivität unentbehrlich, mit den Verbindungen der Gehirnzellen und Nervenzellen aufs innigste verbunden sind.

Das Gehirn ist sicher nicht alleiniger Sitz der Seele. Nicht bloß seine Nervenzellen, sondern überhaupt alle Zellen, wie die der Muskeln, des Darms, der Haut, ja winzige Bruchstücke davon sind reizbar und befähigt, empfangene Reize sowohl weiterzuleiten als auch Spuren von ihnen zurückzubehalten. Reizaufnahme, Reizeitung und Reizaufbewahrung — Gedächtnis — sind Gemeingut jeglichen Lebewesens. Nur deshalb können Verluste ausgleichend werden, weil der Rest die Summe der Einflüsse in sich trägt, die dereinst das Ganze gestalteten. Nur deshalb darf der ersatzleistende Rest unter günstigen Umständen so klein sein, wie eine einzelne, einzige Zelle. Nur so ist es möglich, daß die Eizelle im Verein mit der Samenzelle das ganze Individuum wieder herstellen können, weil sie in ihrem Erbgedächtnis den ganzen Schatz der Einbrüche bergen, welche die beiden Individuen — Mutter und Vater — und alle Individuen vor ihnen je getroffen haben.

Sind somit körperliche und seelische Eigenschaften weisensgleich oder doch gleich, vor den Gesetzen des Lebens, die seelischen Erscheinungen an die der Körperwelt geknüpft, so müssen die Seelenkräfte gleich den Körperkräften auch technisch beherrschbar sein. Es ist wesentlich unmöglich, daß wir sie noch nicht kennen. Das Vorhaben, „als ob“ wir sie kennen, wie Bahlinger sich ausdrückt, genügt diesen und sogar technischen Anforderungen. Da wir erkannten, daß gewisse Körperstoffe und körperliche Träger der seelischen Erscheinungen sind, können wir den Sinn des Wortes „Gedanken sind frei und unverantwortbar“ verstehen. Wir dürfen daher das Seelische stellen, lenken und schieben wie wir wollen und brauchen mit seiner tiefsten Eigenart noch nicht einmal vertraut zu sein. Es genügt für uns zu wissen, daß das seelische Moment die Ursache unseres Handelns und Tuns ist.

Versuche zur Diätetik der Seele — der Lehre von der vernunftgemäßen Lebensweise, also der *Lebenskunst* — sind schon sehr früh gemacht worden, so auch von dem Griechen Epikur (341—270 v. Chr.). Sie alle sind in so materialistischen Ausdrücken gehalten, als seien es in Wirklichkeit Seelenstoffe, mit denen wir nach Belieben schalten und walten können. Man spricht von „Schichten der Seele“; das Bewußtsein liege in der „äußeren Schicht“. Dieses selbst — nicht etwa sein Sitz, die Hirnrinde — wird ein Organ genannt, dazu bestimmt, äußere und innere Reize auszuweichen, namentlich aber die äußeren Einbrüche soweit zu entspannen, daß die von ihnen ausgelösten Erregungen ein verträgliches Maß nicht überschreiten. Man spricht ferner von „Quellen“, vom „Zufluß“ und „Abfluß“ seelischer Energie. Der Zufluß muß entsprechend verar-

bietet, in gereizter Weise abgeleitet, „abreagiert“ werden, sonst erzieht er sich in Schichten, wozu er nicht gehört; er fällt der „Verdrängung anheim. Ist nämlich das Bewußtsein zu sehr „besetzt“, so kann es seinen Reizschutz nicht ausüben und es findet ein „Durchbruch“ seelischer Energie statt. Diese gelangen dann in „tieferen“ Schichten, ohne gehörig „transformiert“ zu sein. Dort wirken sie als „Fremdkörper“, die ihrerseits eine „Reizquelle“ liefern Störungen veranlassen, ja Bewußtstums anrichten.

Die hier gebrauchten Kunstausdrücke legen überzeugend dar, daß diese Seelenlehre in einer Sprache geschrieben ist, die die Seele der Körperlehre entlehnt hat, obgleich, oder gerade deshalb, weil sie das Problem der Seele von der geisteswissenschaftlichen Seite her in Angriff nimmt. Es ist dies auch notwendig, weil eben nur in Gleichnissen oder in anderen Disziplinen entlehnten „termini technici“ (Kunstausdrücken) die unbekannte „Struktur“ des „Mechanismus“ des Seelenlebens ausgedrückt sind. Andererseits genügen sie ja auch völlig, wenigstens vorläufig, um über die seelischen Strömungen — von außen nach innen und von innen nach außen — Klarheit zu gewinnen. Ist dem so, dann steht aber nichts mehr im Wege, die klar umschriebene Kenntnis technisch auszuwerten, was nichts anderes bedeutet, als daß die Seelenlehre für die Weltkunde der Seele ausgemerzt werden kann. Das war denn auch der Weg, den die moderne Psychoanalyse und Psychotherapie unter der längst nicht nach Verdienst gemüßigten Führung von Sigmund Freud gegangen ist.

Eine Wissenschaft und Technik, die ausschließlich seelische Erscheinungen sowohl im geistlichen als auch im irdischen Zustand erforschen und beherrschen will, ist also auf den sprachlichen Ausdruck des Materialismus angewiesen, weil nur von unseren Sinnen wahrzunehmendes und mit unseren Worten real ausgedrücktes Materielles als wahr begriffen werden kann. Diese Wissenschaft muß jener anderen, bereits genannten Körperlehre begegnen, die nicht bloß ideologisch, sondern auch wirklichsweise die Wurzel des Seelischen im Stofflichen, den Kausalzusammenhang von Seele und Körper aufzeigt und behauptet, daß alle seelischen Veränderungen materielle Umlagerungen in der „Seelensubstanz“, also molekulare Verschiebungen in den reizbaren Körperstoffen erzeugen.

Diese Seelenlehre — von Hering begründet, von Semon ausgebaut — betritt weiterhin, daß nicht nur die Nervenzellen, sondern jede lebende Substanz überhaupt in diesem Sinne reizbar und dadurch dauernd veränderlich ist. Gleibende Veränderungen — durch seelische Erregungen hervorgerufen — kommen in ihr nicht etwa bloß beim Menschen mit seinem hochentwickelten Bewußtsein und Gedächtnis zustande, sondern in grundsätzlich gleicher Weise auch bei sämtlichen untermenichlichen Lebewesen, Tieren, Pflanzen und Urwesen.

Aber nicht nur das persönliche Leben des Individuums, sondern auch das der Gesamtheit ist befeuert, mit Erregungsaktivität und Bewußtsein begabt. Daher ist das kollektive Bewußtsein, genau wie das persönliche, psychomedanisches Geleben unterworfen. Wie die Geschichte lehrt, werden sehr häufig große Geister und unwäsende Lehren aus dem Bewußtsein der Gesellschaft „verdrängt“, die dann als „Fremdkörper“ darin zurückbleiben und aufrührerische, störende Elemente bilden, welche das gesellschaftliche Bewußtsein so lange heurückigen, bis sie — oft nach aufreibenden, kraftvergebenden Kämpfen — den ihnen gebührenden hervorragenden Platz eingenommen haben. Dann erst hat das soziale Bewußtsein die lebensvollen wirkungskräftigen Gedanken der Lehren seiner großen Geister ordnungsmäßig „abreagiert“.

Im fünften Erdteil

(Tagebuch einer Weltreise.)

Von Kurt Offenbach.

Das Schaf, das nicht alles zahlt

Nichts ist gefährlicher (und billiger) als Schlagworte zu prägen. Meistens sind sie einseitig und häufig falsch. Ein deutscher Weltreisender — die Oberflächlichkeit des Urteils paart sich wunderbar mit der Blumenhaftigkeit des Stils — brachte in einem kürzlich veröffentlichten Buch das Problem der australischen Wirtschaft auf die Formel: „Das Schaf zahlt alles“. Er meinte damit, das Wohl und Wehe Australiens, sein finanzieller Wohlstand, seine Prosperität, seine Schulden, — hingen ausschließlich vom Wollexport ab. Schafe zu züchten, sei noch immer einträglich, als Weisen zu bauen, denn man brauche kaum Hilfskräfte, nämlich keine Landarbeiter. Und diese bösen Landarbeiter verdrängen jetzt — nach dem Vorbild der scheidlich überorganisierten Industrie- arbeiterklasse — Mindestlöhne, Arbeitszeitregelung und den Schutz des Arbeitsschiedsgerichts für sich in Anspruch zu nehmen. (Ist inwäsendes geschehen.)

In dem gleichen Kapitel über das arme „Schaf, das alles zahlt“ werden wir belehrt: „für die Wollindustrie besteht die Gefahr des Konkurrenzunfähigwerdens nicht“, und im nächsten Atemzug sieht die logische Folgerung so aus: „Nun ist es aber keineswegs gesant, daß das australische Wollmonopol, das den Australiern als Grundpfeiler der göttlichen Weltordnung gilt, ewig wahren muß.“

Der Wollmarkt zahlt die Nichtzahl von 20 Millionen Pfund Sterling in der australischen Exportbilanz (vor 4 Jahren zahlte er sogar 34½ Mill., das war über die Hälfte mehr als das Ertragsnis aus exportierter Wolle); Güter bringen die Bagatelle von fast 10, Butter 7, Erze (ausschließlich Gold) 5 Mill. Das Schaf zahlt alles?

Der Schafbestand Australiens beträgt nach der letzten (1930) veröffentlichten Ziffer 106 Millionen. Sowjetrußland, mit rund 18 Millionen Schafen mehr, steht an der Spitze; Südamerika und die USA. folgen Australien. Allerdings betrug die russische Wollrezeugung nur 370 Mill. Pfund (Gewicht), während die Australiens sich auf 3,663 Mill. belief, womit es fast 27 Prozent des gesamten Weltbedarfs deckte. Deutschland kaufte im letzten Jahre für fast 8 Mill. Pfund Sterling australische Wolle und steht unter den Käufern — abgesehen von England — an dritter Stelle.

106 Millionen Schafe: das sind etwas über 16 Stück auf den Kopf der Bevölkerung oder ein Rekordstand wie er in diesem Lande seit 40 Jahren nicht mehr erreicht wurde. Das letzte große Schafsterben erfolgte 1922, als durch Futtermangel 3½ Millionen Tiere starb.

Jährlich werden zwischen 12 und 13 Millionen Schafe und Lämmer geschlachtet; 85 Prozent des Fleisches wird in Australien verzehrt und nur 15 Prozent exportiert. England ist zu 88 Prozent Abnehmer für dieses Geflügel; ob ein Teil davon, auf dem weiterführenden Umweg über London, nach Deutschland kommt, entzieht sich unserer Kenntnis. Der Australier, ein mährischer Fleischesser, verzehrt wöchentlich 12 bis 13 Pfund Rind- und Hammelfleisch. Diese Ziffer — sie gilt für den Städter — erhöht sich für die Landbevölkerung, die Fleisch nicht pfundweise beim Metzger kauft, sondern je nach Bedarf ein Kind oder Schaf schlachtet.

Ein Schaf, was ist das schon? Nichts beleuchtet besser den noch immer lebendigen alten Kloniergeist — draußen im Hinterland, nicht in den Städten — als diese Tatsache: ein Swaggar, Landstreicher, wird erwischt als er ein Schaf schlachtet. „Ich hatte Hunger ...“ Die Erklärung ist ausreichend: ein Swaggar, seit Wochen unterwegs, Staub, Hitze, Durst, kaum zu essen, — wer würde ihn anzeigen, vor Gericht bringen? Väterlich würde man sich machen, und außerdem wäre die Strafe geringfügig. Man läßt ihn weiterziehen — vielleicht bekommt er eine Tracht Prügel — den armen Swaggar, mit der zusammengeworlenen Wolldecke auf dem Rücken, dem Billy (Kochtopf zum Teufel) an der Seite: Australien ist weit, die Wege endlos, Hunger ist böse, Durst ist schmerzhaft. ... Ein Schaf, was ist das schon?

Biographie des Schafes

Dies ist die kurze Lebensgeschichte des Schafes, wie sie mir von Farmen als trodene Tatsachen berichtet wurde.

Schaf ist noch lange nicht Schaf. Das feinste von allen ist das Merino. Und Wolle ist noch lange nicht Wolle. Da gibt es, groß eingeteilt, drei Sorten: Fine, Medium, Broad.

Die feinste Sorte bester Merinomolle wird nur in einigen Distrikten gezüchtet. Führend ist der Staat Neuwales, ihm folgt Victoria. Die Metzgerband der Schafzucht und der Wollgewinnung sind in ganz Australien die gleichen.

Wannig Season ist Frühjahr oder Herbst. Ist das Lamm sechs Monate alt, wird es von der Mutter weagenommen und zum ersten Male leicht geschoren. Von jetzt ab wird es allein auf die Weide gelassen, erwidelt sich rasch bis zum vierzehnten oder fünfzehnten Monat und bekommt um diese Zeit die ersten dauernden Zähne. Es ist nun ein sogen. „Two-tooth“ (Zweizahn). In dieser Periode erfolgt die erste richtige Schur, die 7½ bis 8 Pfund Wolle einträgt. Das nächste Jahr, zwei alt, bekommt es zwei weitere Zähne; und die Schur eines gut gezüchteten Rassechafs ergibt 9 bis 10 Pfund feiner geundeter Wolle.

Es muß hier erwähnt werden: bevor das Zweizahn-Schaf geschoren wird, erfolgt eine Klassifizierung der Wolle. 25 bis 33 Prozent werden als zweitangig ausfortiert, selbst bei guten Schafen, werden weiter verkauft oder geschlachtet. Ohne Unterscheid, wie gut die Wucht ist; diese Wertung wird jedes Jahr vorgenommen, um eine möglichst gleichmäßige Wollqualität zu halten.

Ist das Schaf wiederum ein Jahr älter, also ein „Six-tooth“, so wirft es im allgemeinen die größte Wollmenge ab, 10 bis 11 Pfund; und im vierten Jahr gibt ein „Eight-tooth“ (oder „Full-mouth-sheep“, wie der Spezialausdruck lautet) bereits ein bis ein halbes Pfund weniger Wolle. Das Ertragsnis wird mit jedem Jahr geringer. Das Fell wächst dünner, wie ja auch das Menschendaar mit zunehmendem Alter lichter wird.

Fünf oder sechs Jahre alt, wird das Schaf fett gemacht für „mutton“. Es hat seinen Lebensabend erreicht: das Schlachthaus wartet.

Wieviel bringt nun ein Schaf ein, wenn ihm fünf Jahre verdolnt sind?

Das beste Merinischaf 70 bis 97 M., eine Mittelqualität 55 bis 75 M., eine billige Qualität 40 bis 45 M. Von diesem Ertragsnis, das morgen durch die schwankenden

Preise schon überholt sein wird, sind die Ausgaben schon abgezogen. Sie betragen — Bankzinsen, Steuer, Scheren, Vertilgung von Unkraut und Kaninchen, Transport zu Bahn, Verkaufsgebühren, Einfallung, Weidenerbesserung usw. — für ein hochwertiges Schaf 7 M. jährlich oder 35 M. auf fünf Jahre verrecknet, und für ein Schaf mittlerer Qualität 4 M. Wenn man nun als Durchschnittserlös für das schlagtreife Schaf noch 10 M. einrechnet, so kann sich der Zehrer — wenn es ihm Spaß macht — ausrechnen, wieviel eine Schaffation bei tausend, zehntausend, hunderttausend Schafen abwirft. Nur darf er nicht vergessen, daß bei der berechneten Summe, die herauskommt, ein kleiner Hafen ist: der Farmer hat außer den Bankzinsen auch Land abzusahlen.

Zum Schluß noch ein Wort über die Schaffherren.

Die Arbeit ist hart, acht Stunden im glühenden, staubigen Wellblechschuppen, die widerpenigen Tiere zwischen die Schenkel gepreßt. Ein guter Scherer erledigt im Tag 130 bis 140 Schafe, aber als Durchschnittsergebnis werden 100 angenommen. Sie bringen dem Scherer gegenwärtig 32,50 M. ein (letztes Jahr noch 42 M.), und ein flinker Arbeiter kann in neun bis zehn Monaten seine 7000 M. verdienen.

Die Wollbörsen

Zuerst war es, als besten Hunde, „Hau-hau; hu-hu; hui-hui“. Mehr war zunächst nicht festzustellen. Zwar waren sie nicht zu sehen, die Tiere, aber irgendwo mußten sie vorhanden sein in dem weiten, hohen Raum, die Decke gewölbt wie in einer Kirche.

Ich sah oben auf der Galerie, in der zweiten Reihe, und sah hinab in den großen Halbkreis, wo sie versammelt waren die Männer, von denen ich in diesen Wochen so viel gehört hatte. Der eine und andere war mir persönlich bekannt, aber nur als Privatmann und nicht als — Wollkäufer.

Da waren sie nun alle beisammen: saßen in den halbkreisförmig angeordneten Bänken wie Studenten im Medizin-Sörsaal. Vorn, an der freien Wand, ein Pult, dahinter der „Professor“, der einen kleinen Holzhammer schwang. Ihm zur Rechten und zur Linken ein Schreiber. Eine Reihe vor ihm, gewissermaßen zu seinen Füßen, noch einmal Schreiber, vier an der Zahl.

Der Mann hinterm Pult rief Zahlen, immerzu Zahlen, in einem ungeheuer raschen Tempo; wiederholte irgendwas; schlug mit dem Hammer auf das Pult; rief Zahlen, wiederholte, schlug ... Immerfort: und dazwischen das Gebell, die komischen Laute.

„Hau-hau; hu-hu; hui-hui“.

Erst nach einer Weile entdeckte ich: das sind ja Menschen, die so sprechen!

Das sind die Wollkäufer. Dort, das ist Ritter G., der eben aufspringt und wie verrückt mit den Armen sucht; bellt und bellt, um den kleinen Japaner an der anderen Seite niederzudrücken. Und hier ist Mr. M. L. mit dem ich letzte Woche im Auto unterwegs war. Da war er noch ganz vernünftig gewesen, betrug sich durchaus gefittet und fand es „horribel“, daß die Leute am Nebentisch sich übermäßig laut unterhielten. Und jetzt Mr. M. L. selbst? Wer hätte das für möglich gehalten?

Und wieder nach einer Weile begann ich auch zu verstehen, was die Männer da unten riefen. Es war nicht leicht, aber es gelang.

Hau-hau hieß quarter, hu-hu hieß half und hui-hui hieß three. Nämlich: einen viertel, einen halben oder dreiviertel Penny. Das war die Steigerung auf den festgelegten Preis. Zu deutsch: zwei, vier oder sechs Pfennige mehr für das Pfund Wolle.

Da, jetzt wieder: der Hammermann ruft „Dreisohn“. Hier sechs oder auch zehn und zwanzig Männer schnellen hoch, bellen, trächeln, blöken etwas. Es ist nur ihnen und den Schreibern und allen Eingeweihten verständlich. Was geschieht, das heißt: bieten, Preis festsetzen, kaufen. Dabei merken sie die Arme vor (als wären sie alle Berufsschwimmer), um die Aufmerksamkeit des Verkäufers, des Mannes hinterm Pult, auf sich zu lenken. Drei, fünf, sieben von ihnen setzen sich wieder; die bieten nicht weiter mit. Der Rest brüllt und brüllt; jetzt nicht mehr eine Bruchzahl — keiner will höher gehen im Preis — sondern den Namen ihrer Firmen. Der Hammermann wählt eine aus, schlägt zur Beglaubigung, daß der Kauf perfekt ist, auf den Pultedel. Die Schreiber schreiben an wen die Wolle verkauft wurde; eine neue Nummer kommt daran und wieder ist der gleiche Vorgang, wild und grotesk.

Täglich für 2 Millionen Markt

Zweitausendfünfhundert bis dreitausend Ballen Wolle werden in einer Stunde verkauft. Kein Wunder, daß Angebot und Nachfrage in diesem rasenden Tempo gehen. Schon vorher ist die Ware von den Käufern befristet: sie wissen genau, wie sie aussehen und was geboten werden kann. Außerdem ist der Schafzüchter bekannt — es ist mit Qualitätswolke wie mit einem Markenartikel — und man kennt ungefähr die Qualität, die er anliefern wird.

WV 16 Ballen W G F Green Camp“ ist in der Versteigerungsliste unter Nummer 495 zu lesen. Da ist einmal die Bezeichnung der Wollart, der Ballen, der (abgeklärte) Name des Züchters und der Farm. Die Käufer wissen schon an Hand der